

Ich fragte die Rezeptionistin, eine junge, schwarze Frau in billiger Polyesteruniform, ob sie die Person, die ich hier treffen wollte, schon einmal gesehen hätte, und zeigte ihr ein Bild von meiner Mutter.

Die Rezeptionistin schenkte mir ein breites Lächeln und beugte sich dicht zu mir herüber. »Sie hat versucht, uns Seife zu schenken! Aus ihrem Zimmer, wissen Sie, Seife, die sie nicht verbraucht hat. So etwas dürfen wir natürlich nicht annehmen.« Sie sah sich nach einer älteren Rezeptionistin mit strengem Gesicht um, die sie beobachtete. »Wir haben hier alles, was wir brauchen. Sie hat sich geirrt. Aber sie war nett, eine nette Dame.«

Dieser peinliche Versuch, eine unparteiische Umverteilung von Toilettenartikeln vorzunehmen, war wieder einmal typisch für meine Mutter.

Ich lehnte die Hilfe eines der Hotelpagen ab (denn ich konnte ihm sein Trinkgeld schließlich nicht in Dollars geben) und schleppte meine Reisetasche die Treppe hinauf. Das Zimmer war klein, es stank modrig, und die Möbel waren allesamt in einem ziemlich heruntergekommenen Zustand. Das Waschbecken war fleckig und das Wasser lauwarm. Meine Mutter war angesichts des Mangels an Luxusgütern sicher in sozialistische Ekstase geraten. Ich hingegen hätte eine kochendheiße Dusche und eine fröhlichere Umgebung durchaus vorgezogen – aber schließlich beleidigte ich sie ständig mit meinen bourgeoisen Bedürfnissen.

In dem Zimmer gab es kein Telefon, also ging ich in die Lobby zurück, um meinen Vater anzurufen. Man sagte mir, daß internationale Gespräche momentan nicht möglich seien. Ja, es gäbe wohl Telefonzellen in der Nähe, aber außerhalb des Hotels koste es häufig acht bis zehn Stunden beständigen Neuwählens, bis ein internationales Gespräch zustande komme. Ich versuchte, es positiv zu sehen – vielleicht hatte sich meine Mutter ja bemüht, zu Hause anzurufen, und es aufgrund dieser Umstände auch nicht geschafft.

Ich war nervös und frustriert, und da ich an diesem Abend keine sinnvolle Aufgabe hatte, beschloß ich, einen Spaziergang zu machen. Aber ich kam zunächst gar nicht aus der Lobby heraus, denn ein Mann in hellblauem Hemd und dunkler Hose trat mir in den Weg. Er trug eine Marke, auf der »Touristenpolizei« stand.

Er warf mir ein breites Lächeln zu. »Wenn Sie eine Wegbeschreibung brauchen oder Empfehlungen, was hierzulande besonders sehenswert ist, oder Hilfe, wenn Sie von irgend jemandem belästigt werden – was hoffentlich nicht vorkommen wird –, können Sie sich an jede Person wenden, die so etwas hier trägt.« Er deutete auf seine Marke.

Ich nahm an, daß die meisten Touristen dieses hohe Maß an Service durchaus zu schätzen wußten. Aber ein alter Hippie wie ich wird beim Anblick einer Uniform immer nervös.

»Es ist schließlich unsere Aufgabe, Ihnen zu helfen, Señorita.« Hinter ihm warfen die Topfpalmen große Schatten auf Wände aus geöltem Holz. Plötzlich hatte ich das Gefühl, mich mitten in einem alten Film zu befinden. Titel: *Unser Hippie in Havanna*.

Ich murmelte meinen Dank und stürzte dann zur Tür. Ich wanderte ein paar von Palmen gesäumte Straßenzüge entlang in Richtung Meer, wobei ich an ein paar weiteren Hotels im Kolonialstil vorbeikam. Ich konnte den Ozean riechen – nicht die erfrischende Luft der Pazifikküste, sondern etwas, das fast an Gestank grenzte: Schleim

auf den Felsen, salzige Gischt auf ungereinigten Küstenstraßen, Fisch in der feuchten Luft.

Eine dicke, taillenhohe Mauer säumte die gewundene Straße. Junge Kubaner in alten, schlecht sitzenden Klamotten saßen darauf oder lehnten daran, unterhielten sich, umarmten sich, kicherten miteinander und beobachteten den Verkehr. Ein paar jedoch wandten mir den Rücken zu und angelten.

Ich sah über die Mauer hinweg auf das Meer hinaus, das drei oder vier Meter unter mir gegen die Felsen schlug. Plötzlich wurde ich durch eine Stimme neben mir aufgeschreckt.

»Sie sind Amerikanerin!«

Ich zögerte. Im Gegensatz zu der Rezeptionistin und dem Angehörigen der Touristenpolizei sprach dieser junge Mann hier Spanisch, ein sehr schnelles Spanisch, bei dem er die n's und m's nur andeutete und die s gleich ganz fallenließ. Ich versuchte, jenen wenig genutzten Teil meines Hirns zu aktivieren, in dem diese Sprache gespeichert war.

Der Junge rückte augenblicklich wieder von mir ab. »Wenn man sieht, daß ich mit Ihnen rede, werde ich gleich verhaftet. Also sehen Sie mich nicht an, sehen Sie geradeaus.«

»Wer wird Sie verhaften?«

»Die Touristenpolizei. Sie lassen nicht zu, daß wir mit Amerikanern reden. Sie wollen nicht, daß wir Amerikaner belästigen. Haben Sie Dollars? Für meine Familie? Ich wechsele Ihnen das Geld in Pesos um.«

»Ich habe nur Pesos.«

Er schnaubte. »Pesos sind wertlos. Etwa kubanische Pesos? Wie sind Sie an kubanische Pesos gekommen? Man verhindert doch, daß Amerikaner kubanische Pesos in die Finger bekommen. Sie haben spezielles Touristengeld für Amerikaner eingeführt. Ist es das, was Sie haben? Die Touristen-Pesos?«

»Mexikanische Pesos.«

»Mist. Nur mit Dollars kann man sich heutzutage alles kaufen. Was unser Land so hergibt, kann man nur in den Touristenläden kaufen, und die nehmen nur Dollars. Wir Kubaner können mit Pesos nichts kaufen. Dollar-Apartheid.« Als Scheinwerfer auf der Straße sichtbar wurden, machte er noch ein paar Schritte von mir weg. »Nur die Polizei fährt Autos. Kein Benzin. Alles für Fremde reserviert, damit sie die Autos mieten und zur Varadero Beach fahren können, um dort Dollars auszugeben.«

Ich war überrascht, daß er so bereitwillig einen Vortrag über die Mißstände des Landes hielt. Immerhin wußte er doch gar nicht, wer ich war.

»Erzählen Sie mir von Amerika«, fuhr er fort. »Von hier aus sind es nur hundertachtundvierzig Kilometer bis Florida. Wenn ich ein Floß bauen würde, könnte ich Amerika innerhalb weniger Tage erreichen.«

Das klang zumindest sicherer als eine Reise mit der kubanischen Fluggesellschaft.

»Ich habe einen Cousin in Miami«, fuhr er fort. »Wenn ich doch nur zu ihm könnte! Aber das Wasser ist wie ein Gefängnis. Wir alle hier am Malecón« – mit einer Handbewegung deutete er auf die jungen Menschen, die an der Mauer herumlungerten –

»wir alle könnten im nächsten Augenblick verschwunden sein! Was gibt es denn hier schon zu tun? Wir sind gebildet, ja, aber damit läßt sich in diesem Land nicht allzuviel anfangen. Wir schneiden Zuckerrohr, um dem Staat die Kosten für unsere Colleagueausbildung zurückzuzahlen, und danach? Ich bin zudem auch noch ein hervorragender Gitarrist, aber in einer Rock-'n'-Roll-Band darf man hierzulande nicht ohne Lizenz spielen, und Lizenzen werden nur an Salsa-Bands verliehen – die alten Männer hassen uns *roqueros*.«

»Könnten Sie vielleicht etwas langsamer sprechen?« (Und vielleicht ein paar Konsonanten einfügen?)

Aber er schien zu erregt zu sein, um meiner Bitte nachzukommen. »In La Habana haben wir nichts. Keine Vergnügungen, keine Bücher. Alles, was wir produzieren, wird exportiert – Zucker, Fisch, Fleisch. Und wir bleiben auf der Strecke, hungrig, ohne Strom, ohne Benzin, ohne Busse, ohne Computer. Aber das Schlimmste ist eigentlich, daß es keine Seife gibt – ich sage Ihnen eins, wenn es einmal einen Aufstand gibt, dann nicht wegen des Essens. Kubaner sind an Hunger gewöhnt. Wir kochen uns eben stärkeren Kaffee und versuchen, den Hunger nicht weiter zu beachten. Aber wir werden uns nie daran gewöhnen, daß wir keine Seife haben. Wenn es einen Aufstand gibt, *compañera*, dann, weil wir alle klebrig und verschwitzt sind und unseren eigenen Geruch nicht mehr ertragen können!«

Kein Wunder, daß meine Mutter versucht hatte, dem Hotelpersonal welche zu schenken. Gerade wollte ich sie zur Sprache bringen, als er schon weiterredete – immer noch in doppelter Geschwindigkeit.

»Mädchen haben es besser. Sie können zu den Touristen gehen, zu den alten, dicken Männern aus Venezuela oder Kanada, und können ihre Dienste gegen eine Flasche Shampoo und eine Nacht in den Touristenclubs eintauschen, zu denen wir sonst keinen Zutritt haben. Dort können sie etwas trinken und Musik hören und kommen mit gut gefüllten Taschen von den *Diplotien* zurück, den großen Dollarläden. Aber welche Möglichkeit haben wir Männer? Wir können nur am Malecón herumstehen und angeln. Wir können versuchen, Pesos in Dollars umzutauschen und derweil zusehen, wie unser Leben vorbeigeht.«

»Haben Sie hier unten vielleicht eine ältere, blonde Dame gesehen?« Meine Mutter hätte diesem jungen Mann mit Sicherheit spontan sämtliche Dollars aus ihrer Geldbörse gegeben, obwohl sie sich angesichts seiner Schilderung möglicherweise Sorgen gemacht hätte, weil es der glorreichen Revolution offenbar immer noch nicht gelungen war, die hiesige Bedürftigkeit zu beseitigen.

»Viele ältere amerikanische Frauen in der letzten Woche«, sagte er ebenso vage wie hilfsbereit.

»Ich zeige Ihnen ein Bild von ihr.«

Die Scheinwerfer ließen ihn erneut einen Schritt beiseite treten. »Touristenpolizei. Wenn Sie das Bild auf die Mauer legen und dann fortgehen, kann ich einen Blick darauf werfen. Wir können unsere jetzigen Positionen ja danach gleich wieder einnehmen.«

Ich zog das Foto aus der Briefftasche. Zweimal in einer Stunde – so oft hatte ich es wahrscheinlich in den letzten zwanzig Jahren nicht hervorgeholt. Wenn man in der Nähe

der eigenen Eltern lebt, hat man eben kaum Gelegenheit, sie zu vermissen.

Ich schlenderte davon und zog die neugierigen Blicke einiger kubanischer Gigolos auf mich. Sie warteten, bis die Touristenpolizei vorbeigefahren war. Dann flüsterte mir einer zu: »Amerikanische Lady, haben Sie Dollars? Wollen Sie einen netten Begleiter? Richtigen afro-kubanischen Jazz hören?«

Ein Radfahrer sauste vorbei und streckte die Hand aus, als ob er mir die Handtasche entreißen wollte, die ich gar nicht bei mir hatte.

Nach einer Weile nahm ich meinen Platz an der Mauer wieder ein und ließ das Foto in meine Jackentasche zurückgleiten. Der junge Mann stand jetzt etwas weiter entfernt und auf der anderen Seite. Trotz der Tatsache, daß die Touristenpolizei fort war, kam er nur zögernd zu mir herüber.

»Vielleicht habe ich sie ja tatsächlich gesehen«, sagte er. »Ich habe viele Freunde hier, die ich fragen könnte. »Aber ...« – er zuckte die Achseln – »wir brauchen unbedingt Dollars.«

»Ich werde für Informationen über sie bezahlen – wenn sie sich als zutreffend erweisen.«

»Dann frage ich mal herum. Ich frage jeden!« Er lächelte mich an und sah in seinem ausgebeulten T-Shirt und seinen viel zu großen Shorts unglaublich jung und liebenswert aus.

Nachdem ich also meinen ersten Spion auf die Sache angesetzt hatte, kehrte ich ins Hotel zurück. An der Tür hielt mich der Touristenpolizist erneut auf.

»Wurden Sie von den Kindern am Malecón auch nicht belästigt?« Sein Lächeln war liebenswürdig, doch seine Augen waren hart wie Stahl. Ich fragte mich, woher er wohl wissen mochte, daß ich am Malecón gewesen war. Ob er mich verfolgt oder jemanden mit meiner Verfolgung beauftragt hatte? »Die Jugendlichen dort sind glücklich, wenn sie die Nacht mit Herumstreunen und Reden verbringen können«, fuhr er fort. »Sie sind verliebt und turteln dort miteinander herum. Aber bei allem Glück können sie auch – wie sagt man doch bei Ihnen? – wahre Klatschmäuler sein.«

»Ich habe keine Klatschmäuler getroffen«, versicherte ich ihm.

Die WILPF-Kameradinnen meiner Mutter hatten immer wieder betont, daß sie überall hingehen können – ohne jegliche Beschränkung. (»Fidel will doch schließlich, daß man seine Stadt genießen kann!«) Aber keine von ihnen war, wie sich schon bald herausgestellt hatte, in die Nähe des Malecón gekommen oder in die Touristenzone aus Geschäften, Museen und Restaurants.

Morgen würde ich versuchen, durch eine Seitentür des Hotels hinauszuschlüpfen, um dem Späherblick des Touristenpolizisten zu entgehen – nur für alle Fälle.

Ich bestieg den Aufzug, in dem es roch wie in einem Katzenklo und der in krampfartigen Schüben nach oben taumelte. Eine grimmig dreinblickende Frau, die wie ein Zimmermädchen gekleidet war, kam gerade aus meinem Zimmer. Ich war verblüfft – die Zimmer wurden hier um zehn Uhr abends gereinigt?

Sie blieb stehen und sah mich an. Dann hielt sie eine Plastiktüte mit Hotelseife in die Höhe und schüttelte sie.

Aha, also eine spätabendliche Seifen-Auffüllaktion – sie hatten ja auch so viel davon übrig.

Ich konnte nicht erkennen, ob mein Zimmer durchsucht worden war oder nicht. Alles war mehr oder weniger noch an seinem Platz. Nur eine tote Motte und eine große Staubflocke lagen mitten auf meinem Bettüberwurf. Die waren mir vorher nicht aufgefallen. Ich blickte zur Decke hinauf, wo die Lampe leicht schräg hing.

Wenn dies nicht das Land des magischen Sozialismus gewesen wäre, hätte ich ja vermutet, daß dort soeben eine Wanze untergebracht worden war. Egal. Ich hatte nichts dagegen, wenn El Comandante mir diese Nacht beim Schnarchen zuhörte.